

Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementspreis pro Monat inkl. Bringerlohn 70 Pfg., bei Selbstabholung 60 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage „Neue Welt“ inkl. Bringerlohn 80 Pfg., bei Selbstabholung 70 Pfg. — Durch die Post bezogen (Postzeitungskarte Nr. 4527) vierteljährlich 2,10 Mk., für 2 Monate 1,40 Mk., für 1 Monat 70 Pfg., zzgl. Bestellgeld.

Redaktion: Tauchaer Str. 19/21.
Telegraphen-Adresse: Volkszeitung, Leipzig.
Telephon 2721.
Sprechstunde: 6—7 Uhr abends.

Anserte werden die 5spaltige Beilage oder deren Raum mit 25 Pfg., für Gewerkschaften, politische und gemeinnützige Vereine mit 20 Pfg. berechnet. Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Beitrag ist im voraus zu bezahlen. — Sühnt der Annahme von Inseraten für die nächste Nummer freilich 9 Uhr. — Aufgegebene Inserate können nicht wieder zurückgezogen werden.

Die Leipziger Volkszeitung erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag und Expedition: Tauchaer Straße 19/21. Verkaufsstellen 8—12 und 2—7 Uhr, Sonn- und Feiertags geschlossen.

Die Riesen und die Zwerge.

Leipzig, 27. Februar.

Prinz Heinrich ist jetzt überm großen Wasser.

Es ist das erste Mal, daß die Spitzen der Alten Welt und der Neuen Welt offiziell zusammentreffen und die bei solchen Gelegenheiten üblichen Kundgebungen gegenseitiger Sympathie austauschen. Bisher hatte man wohl im alten Europa des Gottesgnadentums und der Diplomatie die Amerikaner nicht recht für voll nehmen wollen; man hatte in ihrem Staatsgebilde nur noch die Kolonie, das Tochterland, gesehen, das seine ganze Kultur ja doch nur der alten Mutter Europa verdankte und daher nie den patriarchalischen Respekt gegen die Wiege seiner Kultur vergessen dürfe. Wenn man aber angenommen hatte, die Yankee würden sich vor ungemessener Freude über den hocharistokratischen Besuch auf die Köpfe stellen, so sieht man sich jetzt getäuscht. Im Gegenteil: sie halten mit selbstgefälligem Eigensinn an den Formen der Höflichkeit fest, die in ihrem Lande sich eingebürgert haben und dort Kurs haben; sie verschmähen es, sich dem feudal-barocken Hofzeremoniell ihrer Gäste zu fügen, und versagen in republikanischem Selbstgefühl dem deutschen Kaiser und dessen Bruder die schuldige Anrede. Es fällt ihnen nicht ein, sich in das spätmittelalterliche Rofolo der höfischen Sitte zu werfen, damit sich ihre Gäste heimischer fühlen mögen; sie sprechen ihre eigene Demokratensprache und heißen die Europäer mit ihren großartigen, breit ausladenden Gesten willkommen. Es fällt sofort auf, wenn man die spaltenlangen offiziellen Empfangsberichte genießt, daß dort drüben zwei ganz fremde Welten zusammengestoßen sind, Welten mit ganz verschiedenen Dimensionen, und man fühlt sich beim Lesen einen Augenblick an Gullivers Reisen erinnert, an die fabelhaften Erzählungen von dessen Erlebnissen im Lande der Riesen und der Zwerge. Es ist, als ob sich die Amerikaner uns gegenüber als die Riesen fühlen, die von den lustsinnigen, arbeitssamen und klugen Zwergen des alten Europa wohl manche Handfertigkeit und manche Geschicklichkeit gelernt haben, die aber dann die Technik der Alten Welt in neue größere Verhältnisse, ins Gigantische, ins Ungemessene ausgebildet und gesteigert haben, so daß es unseren Größenbegriffen erscheint, als wanderten sie mit Siebenmeilenstiefeln. Und etwas riesenhaft Ungeschlachtet tragen sie nun auch unserer viel älteren Zwergkultur und deren offiziellen Vertretern gegenüber zur Schau; es macht ihnen Spaß, vor dem Prinzen aus Europa ihre ungefüge Riesenart zu zeigen, und sie legen Wert darauf, sich im Verkehr mit ihm in ihren eigenen, selbstgewachsenen Proportionen zu produzieren.

Die offiziellen Berichte über die Taufe der Kaiserin und die Verleihung des Ehrenbürgerrechts an den Prinzen Heinrich bieten geradezu einen kulturhistorischen Genuß.

Dabei machen diese ungeschlachten Gleichheitsregel ganz diplomatisch keine Unterschiede. Sind Herr Roosevelt oder Miß Roosevelt auf amerikanischem Boden, so verkehren sie mit den europäischen Souveränen als Gleiche mit Gleichen. Aber an Bord des deutschen Kriegsschiffs fühlen sie sich als Gäste und finden sich in die europäischen Umgangsformen mit Fürsten. War schon die Begrüßungsdepesche Mr. Roosevelts an den Prinzen wegen ihrer sitzvollen Stillsichtigkeit aufgefallen, so mußte das formlose Telegramm, in dem Miß Roosevelt dem deutschen Kaiser den Vollzug der Schiffstaufe meldete, allen europäischen Ceremonienmeistern das Herz in die Kniehosen fallen lassen. „Ich gratuliere Ihnen“, klaberte die süße Miß an Wilhelm II., „danke Ihnen für die mir erwiesene Liebenswürdigkeit und sende Ihnen meine besten Wünsche.“ Just der Ton, in dem etwa eine millionenschwere Amerikanerin einem preussischen Lieutenant dankt, der mit ihr den Cotillon getanzt hat. Die Sitten des Wilden Westens sind immer noch unberührt von Europas überlätzter Höflichkeit.

Formgerechter waren die Trinkprüche, die an Bord der Hohenzollern getauscht wurden. Wenigstens versuchte — wenn anders Offiziosus Wolff die Rede nicht höflich redigiert hat — Präsident Roosevelt den Hosten zu treffen. Dafür waren sie von entzückender Inhaltslosigkeit.

Prinz Heinrich kostete in englischer Sprache: Herr Roosevelt, Sie sind hier an Bord als Gast des deutschen Kaisers, und ich glaube, daß dies das erste Mal ist, daß ein Präsident der Vereinigten Staaten je an Bord eines Schiffes des Kaisers gewesen ist. Wolle Gott, daß es nicht das letzte Mal sein möge! Ich möchte Ihnen herzlich für den Empfang danken, den ich seit dem ersten Tage, an dem ich gelandet bin, bis zu diesem Augenblick gefunden habe. Es ist mein aufrichtiger und gewisser Eindruck, daß ein starkes Gefühl persönlicher Freundschaft zwischen uns besteht. Möge es sich ausdehnen zum Heile unserer zwei großen Nationen! Der Prinz schloß mit einem Hoch auf den Präsidenten, worauf die Musik die amerikanische Nationalhymne spielte.

Präsident Roosevelt erhob sich sofort und antwortete, gleichfalls in englischer Sprache: Ich möchte meinen herzlichsten Dank für die gütigen Worte ausdrücken, welche Eure königliche Hoheit mir gewidmet haben, ich möchte Ihnen zu wissen thun (das ist kein Kompliment), daß Eure königliche Hoheit bereits einen aufrichtigen Platz in unserer Zuneigung und in unserem Wohlwollen gewonnen haben. Wir würden es in hohem Maße, daß der deutsche Kaiser Sie zu dem amerikanischen Volke entsandt hat, und ich danke Ihnen persönlich, und auch dafür, was natürlich von viel höherer Wichtigkeit ist, daß Sie einen Schritt unternommen haben, der naturgemäß die beiden großen Nationen enger aneinanderknüpfen muß, deren Freundschaft so viel für die zukünftige Wohlfahrt der ganzen Welt bedeutet. Um schließlich einen persönlichen Wunsch von mir auszudrücken, so ist es mir, daß ich mit großer Freude dem Tage entgegen sehe, an welchem ich Gast bei Ihnen in Ihrer Eigenschaft als Admiral an Bord eines Ihrer Schlachtschiffe sein

werde. Der Präsident schloß seine Rede mit einem Hoch auf den Prinzen.

Später erhob der Prinz sein Glas nochmals und dankte, indem er sich an Fräulein Alice Roosevelt wandte, bleiser vor allem für die wahrhaft reizende Art, in der sie die Taufe des Meteor vollzogen habe. „Wir Seelente“, sagte der Prinz, „sollen ein wenig abergläubisch sein.“ Zum Admiral Evans sich wendend, schaltete der Prinz ein: „Ich glaube, Admiral Evans, wir sind es nicht. Wie dem auch sei, diesem Fahrzeuge ist eine besonders glückliche Laufbahn schon um deswillen beschieden, weil es von einer Künstlerhand erbaut (hierbei wandte sich der Prinz dem anwesenden Erbauer der Yacht zu), und weil es bei seinem ersten Erscheinen auf dem Wasser mit dem Namen einer Dame verknüpft ist. Sind wir Seelente doch auch gewohnt, von unserem Schiffe als von „Ihr“ zu sprechen, und halten und behandeln wir doch unsere Schiffe wie unsere Frauen! Ich trinke auf die Gesundheit von Miß Alice.“

Im Rathaus von Newyork, wohin alsdann der Prinz sich begab, um das Diplom des Ehrenbürgerrechts der Stadt entgegenzunehmen, trat ihm der Lordmayor mit dem ganzen Selbstgefühl eines Republikaners entgegen. Er verfehlte nicht, darauf hinzuweisen, daß die Verleihung des Ehrenbürgerrechts die höchste Auszeichnung sei, welche die Stadt Newyork, die Hauptstadt Amerikas und der Mittelpunkt seines kommerziellen und geistigen Lebens, zu vergeben habe. Der Lordmayor postierte in antiker Bürgergröße. So mögen einst die Gesandten Roms den Königen von Macedonien oder Aegypten entgegengetreten sein. Die Yankee fühlen sich als die künftigen kommerziellen Beherrscher der Welt und sie machen in ihrer derb-jovialen Weise kein Hehl aus ihren Empfindungen. Sie nehmen den Vertreter der imperialistischen Weltpolitik mit einer gewissen Herablassung in den amerikanischen Bürgerverband auf. Sie geben sich gar keine Mühe, zu verheimlichen, daß sie die kommerzielle Zukunft als ihnen gehörig betrachten und daß sie heute schon in der Alten Welt, insbesondere dem kommerziellen Deutschland, nur eine Filiale der amerikanischen Weltherrschaft erblicken. Was ist ihnen das alte Europa? Ein schöner Ausflugsort mit komfortablen Gasthöfen, ein altes Märchenland mit Prinzen und ritterlicher Romantik, mit Professoren der Metaphysik und lyrischen Dichtern. Ein Land der feinsten Kultur, der raffiniertesten geistigen Genüsse; aber dem jungen amerikanischen Riesen gegenüber doch immer nur die Stätte engerer, zwerghaft verklärter Verhältnisse, die gegenüber der gewaltigen Organisation der Produktivkräfte in der Neuen Welt auf die Dauer nicht konkurrieren können.

Und dieses Selbstgefühl ist kaum übertrieben. Ein Blick auf die amerikanische Produktion in Landwirtschaft und Industrie lehrt die riesige Ueberlegenheit der Neuen Welt. Drüben eine gesunde, üppig blühende, weil rationell und mit moderner Technik betriebene Landwirtschaft und eine industrielle Verarbeitung, und kapitalistisch geregelte Verwertung ihrer Produkte. Hier eine verarmende, an ihrer Zwerghaftigkeit selbst zu Grunde gehende Kleinbäuerliche

Seuilleton.

Die leibhaftige Boshheit.

Roman von Gustav Mied.

Einzig berechnete Uebersetzung aus dem Dänischen von Mathilde Mann.

Ein silberfeines Schellengeklingel ertönte unten in der Straße.

Frau Lassen drehte sich behende um:

Der erste Schlitten!

Es war der Kille-kille-Gutsbesitzer Heimann mit seinen Schimmeln. Sie tanzten wie die Rehböcke vor dem Schlitten. Auf den Köpfen hatten sie Federbüschel, auf dem Rücken Hochhaarschweife, und ein großes filiertes Schlittenneß umwogte sie.

Der Gutsbesitzer selber stand abgehärtet, blond und stattlich in seinem Varenpelz, mit Pelastiefeln und Mütze hinter auf dem Schlitten. Die lange Schlittenpeitsche schleppte wie eine Ratter in dem weißen Schnee hinter ihm droin. Und wenn er sie schwang, Klang es wie Kanonendonner.

Frau Lassen stand in den Anblick versunken da, versunken und empört.

Denn der „Killekille“ war Gammelkjøbings „großes Tier“.

Der Schlitten bog auf den Marktplatz ein. Und ein gewaltiger Peitschenknall machte die Gaslaternen ertönen.

Hinter Fenstern und Thüren sah man große, neugierige Augen. Und die Stadtkassiererin stand wie angewachsen in ihren Galoschen da, obgleich ihre Füße zu

frieren angingen. Sie hatte ihr „Mutterweh“ ganz vergessen.

In einem großen Bogen fuhr der Schlitten an Kürschner, Hattacas' und Krämer Ribensies Läden vorüber und hielt vor der Buchhandlung.

„Nun bitte ich Sie!“ dachte Frau Lassen und erstarrte.

Übermals ertönte ein Peitschenknall über den Marktplatz. Diesmal hallte er von der Kirche zu den weißen Schwestern oben auf dem Hügel wider.

Und noch ein Knall!

Die Thür der Buchhandlung wurde schnell geöffnet, und Frau Oppermann kam lächelnd die Treppe hinab. Auch sie war ganz in Pelz gehüllt, und auf dem Kopf trug sie einen breitrandigen Filzhut mit Myriaden von wehenden Straußenfedern.

„Guten Tag, Heimann!“ nickte sie vergnügt. „Das muß man sagen, Sie sind prächtig!“

Der Gutsbesitzer war vom Schlitten gebrungen und stand nun da und hielt die Decke zur Seite, — es war ein Eisbärfell mit Kopf und Pfoten, — damit die Gnädige einsteigen könne.

In den Fenstern des ersten Stockwerks lagen alle „Novellen“, um zuzusehen. Jede Ladenthür auf dem ganzen Marktplatz war angelehnt, und gegen jede Fensterscheibe drückte sich ein Gesicht flach.

„Ruhig!“ donnerte der Gutsherr, als die Schimmel zu tanzen angingen. Und sofort standen sie regungslos da.

Der Kavaliere stopfte den Eisbären sorgfältig rings um die Dame herum ein und schwang sich dann auf den Rittschersitz. Ein raselnder Knall. Die Pferde zogen an. Die Schellen klingelten. Die Hochschweife wogelten, und das Fuhrwerk fauste von dannen.

Oben in den Fenstern nickten die „Novellen“ und warfen Rußhände herunter, und Frau Oppermann winkte mit ihrem Muff hinauf.

Aber vor Frau Lassens Augen war es längst finstere Nacht geworden:

„Am heiligen Abend!“ murmelte sie, — „etwas so Schamloses! Mitten auf dem Marktplatz!“

Und sie ging einen Augenblick stark mit dem Gedanken um, zu Frau Heilbunth zurückzukehren und das Ereignis gründlich zu bereden.

Da aber ertönte im selben Moment dicht neben ihr eine Stimme:

„Ein stolzes Paar, Frau Lassen, nicht wahr?“

Sie drehte sich um.

„Mein Gott, Sie sind es, Herr Zollkontrollleur?“

„Ja, zu Befehl!“

„Was sagen Sie denn dazu?“

„Was ich sage? Wozu?“

„Zu den beiden!“ Frau Lassen zeigte in der Richtung des Schlittens, der längst verschwunden war.

„Sie freuen sich gewiß, daß sie eine so schöne Fahrt machen können!“

„Ja, zusammen!“ sagte Frau Lassen.

„Zusammen, ja! Sie kleiden sich ja gegenseitig so gut!“

„Aber er ist ja doch verheiratet, Mensch! Und sie hat Kinder!“

„Das ist ihre Sache!“

Die Stadtkassiererin schluckte einen Entrüstungskloß herunter: „Anfere Anschauungen gehen in diesem Punkt wohl sehr weit auseinander, Herr Kontrollleur!“

Glaus Haartzotteln gerieten in Bewegung.